

Unschön

Seit ich in New York bin, fühle ich mich hässlich! Es ist ein tägliches Wechselspiel zwischen super sexy und gar nicht angetan – findet man sich selbst aber über Wochen hinweg unattraktiv, wird es zermürbend.

Meine Haut ist weiß, fast durchscheinend, noble Blässe würde ich ansonsten sagen, doch in Kombination mit schwarzen Augenringen und den im Winter aschblonden, schnell fettenden Haaren schaut die Sache anders aus.

Meine Fingernägel sind ungleichmäßig kurz und die Haut eingerissen und trocken. Genauso wie meine Lippen. Und warum ich plötzlich Pickel bekomme, ist mir ein Rätsel. Ich denke, es hat mit der Nahrungsumstellung zu tun.

Dass der Winter New York fest im Griff hat und mir eisiger Wind um die Ohren pfeift, bedeutet aber auch, dass ich umherlaufe wie Neil Armstrong auf dem Mond. Tausend Schichten müssen weg, sobald ich ein Geschäft betrete, anderenfalls würd mich der Hitzschlag treffen. Haube und Handschuhe, Schal, die Jacke und mindestens ein dicker Pullover, das nervt! Und wenn mir warm wird, beginnt die lange Unterhose zu jucken.

Wenn ich im Freien unterwegs bin und die Haube tief ins Gesicht gezogen habe, sieht man einzig meine zu kleinen Schlitzten verengten Augen, die im Wind tränen. Ich tusche meine Wimpern nicht mehr, weil der neu gekaufte Make-up-Entferner brennt wie dSau und einen Fettfilm hinterlässt. Ungeschminkt jedoch sehe ich müde und kränklich aus. Der Schal liegt auf meinem Nasenrücken auf, hat sich schon nach wenigen Metern mit Rotz voll gesaugt und beginnt steif zu werden.

Mein Vermieter hat übrigens keine Waschmaschine und Waschen lassen kommt nicht in Frage. Ich halte den Geruch

eines fremden Waschpulvers nicht aus und für eine Handwäsche will ich mir keine Zeit nehmen. So muss ich meine Socken und Unterhosen länger als einen Tag tragen, damit ich bis zum Ende meines New-York-Aufenthalts mit meiner Wäsche auskomme, was natürlich nicht gerade zu meinem Wohlbefinden beiträgt – genauso wenig wie die Slipeinlagen, die so dick sind, dass ich die Beine nicht schließen kann.

So gerne wäre ich hübsch angezogen, vielleicht das rückenfreie Oberteil zur Stretchjeans und den High-Heels, so gerne möchte ich Figur zeigen. Möchte ich, dass mich jemand bewundernd ansieht.

Der gschissene Typ in der U-Bahn gestern hat mir nicht einmal gefallen, unter anderen Umständen wäre er mir nicht aufgefallen. Doch ich musste mich meinem Zustand anpassen. Ein bisschen geflirtet haben wir, ein Blick hin, ein Blick her. Schließlich ist er aufgestanden und ausgestiegen, ohne sich noch einmal umzudrehen! Heul. Ich bin ja sooo hässlich!

Uniformen

Ein Fetisch von mir sind Uniformen. Ich verbinde damit ein Wechsel-Spiel aus Macht und Unterwürfigkeit und gehe davon aus, dass ein Mann in einer solchen zupacken, mich nehmen kann. Voraussetzung allerdings ist, dass die Uniform perfekt sitzt, anderenfalls verkehren sich meine Assoziationen ins Gegenteil! Die Passform der Schulter ist am wichtigsten, die Hosenlänge muss stimmen und der Arsch sitzen.

Im Zusammenhang mit Uniformen fällt mir die New Yorker Feuerwehr ein, die ich in ihrer Überheblichkeit sehr unsympathisch fand. Seit 9/11 die Helden der Stadt, führen sie sich dementsprechend auf und wackeln wie John Waynes durch die Stadt. Das Rampenlicht und die Anerkennung der breiten

Öffentlichkeit sind ihnen zu Kopf gestiegen. So fahren stets fünf, sechs voll besetzte Feuerwehrautos im Konvoi, machen mit lauter Sirene und Blaulicht auf sich aufmerksam und blockieren unverschämt wichtige Straßenzüge, indem sie die Löschfahrzeuge demonstrativ am strategisch ungünstigsten Platz abstellen. Als ich an ihnen vorbeiging, kam ein Feuerwehrmann breitbeinig lässig aus dem Haus marschierend, den großen Schraubschlüssel in der Hand verwechselte er offensichtlich mit einem Maschinengewehr. Hätte nur noch gefehlt, dass die andere Hand vorne im Hosenbund steckt! Ich habe mich gebogen vor Lachen, doch in Wahrheit ist es traurig, dass ihnen die entgegengebrachte Huldigung derart zu Kopf gestiegen ist. Sollte man sie noch öfter dabei beobachten, wie sie gelassen einkaufen gehen, während die Kollegen im Fahrzeug auf sie warten, um anschließend mit Sirenengeheul die anderen Verkehrsteilnehmer zur Seite zu zwingen, wird sie bald keiner mehr ernst nehmen.

Da haben mir die New Yorker Polizisten schon besser gefallen, zumal ihre Uniformen viel knackiger sitzen. Einmal lief mir ein Latinobulle über den Weg, mit langen, schwarzen, zu einem Zopf gebundenen Haaren. Ich habe mich mit offenem Mund nach ihm umgedreht, bei uns wäre er glatt als Chippendale durchgegangen.

Doch auch hierzulande komme ich gelegentlich in den Genuss uniformierter Männer! Und das im Dutzend auf einmal! Drehtage, in denen das Einsatzkommando *Cobra* mitwirkt, gehören für mich zu den schönsten. Welch ein Anblick! In die Gesichter allerdings sehe ich ihnen dabei selten. Die Uniformen sitzen wie angegossen, wie magisch ziehen sie mich an, auch weil man weiß, was die Typen körperlich draufhaben müssen, wenn sie für diese Spezialeinheit tätig sein wollen.

Etwas irritiert waren die Herren schon, als ich sie für ein gemeinsames Foto bat, die Helme aufzusetzen.

„Aha, steht da vielleicht jemand auf Uniformen?!“ „Schuldig im Sinne der Anklage!“, antwortete ich. „Bitte fest ... nehmen!“

Eine Queen sein

„Wenn ich eine Queen sein könnte, würde ich ...“, lautete die Aufgabenstellung der Lehrerin. Wir sollten uns ein paar Notizen dazu machen und anschließend mit dem Sitznachbarn darüber diskutieren. Irgendwann grinste Paola zu mir rüber: „So wie ich dich einschätze, willst du keine sein!“ Ich nickte schmunzelnd. „Und du willst eine sein, nicht wahr?“ Auch ich hatte recht.

„Wenn ich eine Queen wäre, würde ich in einem riesigen, prunkvollen Schloss wohnen, prachtvolle Gewänder tragen und hätte viele Menschen um mich, die sich um mich kümmern würden. Meine Aufgabe würde ich darin sehen, soziale Missstände zu beheben und den Lebensstandard anzuheben!“

„Ja, ja, und ich schenk dir Engelsflügel dazu und einen Zauberstab mit einem Stern oben drauf!“ Wir krümmten uns vor Lachen. „Geh, du bist arg! Wieso denn? Was hast du denn geschrieben, jetzt bin ich aber gespannt!“

„Wenn ich eine Queen wäre, würde ich ... so schnell wie möglich davon laufen, doch leider kann ich das nicht! Denn als gewissenhafter Mensch bin ich mir meiner Verantwortung bewusst und werde mich der Herausforderung stellen, hab ich denn eine Wahl? Doch jede Nacht würde ich mich selbst bemitleiden und weinen, da ich es ungerecht finde, mit dieser Last beziehungsweise diesem Druck leben zu müssen, und weil ich wegen jeder Kleinigkeit öffentlich vorgeführt werde. So gerne wäre ich ein normaler Mensch oder zumindest als Queen liberal. Doch ich müsste streng, konservativ und traditionell regieren, denn schnelle Veränderungen verwirren

und verunsichern Menschen in einer Monarchie. Ich möchte meine Glaubwürdigkeit nicht einbüßen.“

Paola schaute mich mit ihren großen, braunen, dezent geschminkten Augen an. Wir waren so gegensätzlich. Sie war um einige Jahre jünger als ich und ein naives Püppchen, doch das gefiel mir an ihr, sie war so unbeschwert.

„Okay, ich muss wohl meine Ansichten noch mal überdenken, so habe ich das ja noch gar nie gesehen!“

Tags darauf mussten wir eine Person aus der Klasse beschreiben und natürlich taten wir uns wieder zusammen. Zum Abschied schenkte ich Paola den Text, weil sie mich darum bat:

„I am sure that she had an easy life until now! I know her country only from pictures and some stories. I was never there before, maybe prejudices, but what comes to my mind when I think of Columbia is: a wonderful landscape, coffee, the rainforest, ranches, the mafia and poor people. But I guess she is coming from a very rich family and is used to a raised standard of living. In my imagination I can see a big ranch, horses, cows, many workers and a swimming pool. Until now she was only a student and her parents, especially her father, gives her all the money she needs. She always gets what she wants and you could think that such a person must be spoiled and arrogant, but she is a very nice girl, sometimes looking at life through rose-colored glasses! But it's not always bad – taking life not too seriously! For Queen Paola, in memory of a very short but nice time in New York.“

Sachen gibts

Es war mir schon vorher aufgefallen, dass er mich beobachtet hatte. Nun stand er vor mir und war eins mit der U-Bahn. Sich an einem Griff des Mittelgangs festhaltend, schwankte

er bedrohlich hin und her, die Fahrgäste neben ihm wandten sich angewidert ab. Ich saß zwischen zwei Schwarzen, der links neben mir hielt eine stinkende Tüte mit Essen in der Hand. Ich holte mein Tagebuch hervor und begann zu schreiben, mich darüber amüsierend, dass niemand Deutsch verstand und meine Schrift lesen konnte. „Herzlich willkommen in New York!“, sagte der Besoffene plötzlich. „Ich wünsche dir alles Gute!“ Ich schaute ihn entgeistert an. Nach ein paar weiteren Floskeln auf Deutsch begann er, mir von seiner Zeit in Bayern vor zwanzig Jahren zu erzählen. Er lallte über Axel M., zu dem er über ein Schüleraustauschprogramm gekommen war, und wollte schließlich wissen, woher ich sei. „From Upper Austria!“ „From Schärдинг?“ fragte er mich. Ich war perplex. Der Stinkende neben mir ging, der Stinkende vor mir übernahm seinen Platz. Aufgeregt erzählte er mir, dass er in Fürstenzell gewohnt hatte und dass sie oft nach Schärдинг gefahren sind, weil dort die hübscheren Mädls ausgingen. Er hörte nicht mehr auf zu reden und weißer Schaum sammelte sich in seinen Mundwinkeln. „I can't believe it!“, meinte er baff. „Yeah, and you have drunken too much!“, ergänzte ich. „Merkt man das?“, fragte er. „Ja, und man riecht es! Ich muss immer wieder die Luft anhalten, sonst krieg auch ich einen Rausch!“ Doch er ließ sich nicht aus der Ruhe bringen und redete munter weiter. Er erzählte mir vom Fürstenzeller Weinkellerfest, von seiner Heirat, von Prag, dass er fast keine Freunde hat und von einem Buch, an dem er gerade schreibt. Als er mir weismachen wollte, dass Deutsch die Sprache der Prostituierten sei, hatte ich genug. Die Fahrt fühlte sich bereits länger an, als mir lieb war. Während des restlichen Fußmarschs zur Wohnung schüttelte ich immer wieder den Kopf: Dass es denn so was gibt!

Home! Sweet Home!

JFK International Airport, New York City, 19:45. Wir stecken in einer Warteschleife auf dem Weg nach oben, doch die Flieger vor uns starten flott. Es ist finster, ich sitze am Fenster und freue mich auf New Yorks Lichtermeer. Endlich gehts ab nach Hause, ich kann es noch gar nicht glauben! Bin ich nicht erst gestern mit diesem mulmigen Gefühl im Bauch angekommen? Geh bitte, können wir endlich los? Ich will heim! New York: abgehakt. Keine Lust wiederzukommen, zu viele gehetzte Menschen. Was wohl Norman jetzt treibt? Hoffentlich kommt das Essen bald, ich hab nen Bärenhunger!

Mein Vermieter hat mich zum Flughafen gebracht, zum Glück war er dabei, denn so hat die Dame am Schalter zu spät kapiert, dass die 23 Kilo auf dem Rücken, die fünf auf meiner Brust und die 23 Kilo des Trolleys nur zu mir allein gehörten. Ich musste kein Übergepäck bezahlen!

Wann bin ich eigentlich zuletzt nachts geflogen? Ich mag die Luft hier drinnen nicht, davon krieg ich eine rinnende Nase und meine Augen trocknen aus. Ein Flieger rollt dicht an uns vorbei, eine Maschine noch, dann sind wir dran. Über unserem Kopf kommt eine runter, grelles Licht aus der Ferne kündigt die nächste an. Endlich sind wir auf Position. Los gehts!

Der Flug verlief unruhig. Ständig mussten wir uns anschnallen, so durchgeschüttelt wurden wir, und nicht nur einmal haben die Flugbegleiter ihre Servierwägen in Sicherheit gebracht. Ich hatte Angst, doch weil alle anderen taten, als wäre nichts, machte auch ich auf cool. Nachdem ich das Hühnerrisotto verschlungen hatte, machte ich es mir über vier Sitzplätze hinweg gemütlich, was ohne Probleme möglich war, da kaum Passagiere an Bord waren. Ich hüllte mich in drei funkensprühende Decken, zog die bereitgelegten roten Socken an und sorgte mit einem Haufen Pölster für ein gemütliches

Bettlager. Doch obwohl ich mir einen langweiligen Film mit Denzel Washington ansah, konnte ich weder während, noch danach einschlafen. Selbst die Augenbinde brachte nichts. Frustriert packte ich sämtliche Reisezahnbürsten ein, die ich finden konnte. Ich habe ein paar Mal nachgerechnet, doch es stimmte: Wir hatten nach London keine sechs Stunden gebraucht! Das Licht ging an, das Frühstück kam. Es war sieben in der Früh, in meinem Kopf erst eins.

London Heathrow Airport, Terminal 4, Gate 3. Die Warterei beim Durchchecken geht mir auf die Nerven. Die Sonne scheint mir ins Gesicht, Mama meint, dass es zu Hause warm ist und dass sie sich auf mich freut! Ich glaube, hätten wir uns in eine Reihe gestellt, wäre die Menschenkette einen halben Kilometer lang gewesen. Wie dieses Prozedere nervt: Jacken, Pullover, Gürtel, Schuhe. Laptop. Mah, geh weiter, ich mag nicht mehr! Ich bin so müde. Ausgesaugt. Bin ich hier überhaupt richtig, keiner spricht Deutsch! Das ist schon die Maschine nach Wien, oder? Bist du deppert, mein Geist läuft nur mehr auf Sparflamme, ist das anstrengend. Im Halbminutentakt muss ich gähnen.

Irgendwo über den Wolken, 10:48. Ich sitze im Flieger! Und warte, was ich ja mittlerweile gut kann. Das kleine Flugzeug ist bumsvoll, doch mir ist wurscht, in zwei Stunden bin ich zu Hause. Ich sitze am Gang, neben mir ein konservativer Schnösel. Meinen MP3-Player packe ich weg, ich kann die Musik nicht mehr hören. Irgendwer stinkt und sofort muss ich an meinen Vorrat Deos im Gepäck denken, den ich mir zugelegt habe, da diese Marke bei uns vor Jahren eingestellt wurde.

U-Bahn, Wien. Ursprünglich wollte ich von Wien Mitte mit dem Taxi in die Wohnung fahren, doch ich bin zu geizig und nehme die U-Bahn. Die deutsche Sprache irritiert mich, der Wiener Dialekt noch mehr: „Heast Oida, bist debbat oda

wos?“ Ich muss schmunzeln. Mein Blick fällt auf den U-Bahn-Plan mit den wenigen bunt eingezeichneten Linien. Scheiß mich an, wie klein und überschaubar Wien doch ist! Nirgends braucht man lange hin! Wieder ziehts mir einen Grinser auf. Die Leute starren mich an, mit dem Haufen Gepäck bin ich mehr Esel als Mensch. Dass es in Strömen regnet, ist mir egal. Ich kann nur langsam gehen, da ich mittlerweile wunde Beckenknochen vom Scheuern des Rucksacks habe und meine Knie schmerzen. Meine Brille ist tropfenverhangen, vereinzelt kleben Haarsträhnen im Gesicht. Wohnung, Wien. Die Reise ist zu Ende. Ich bin eine Erfahrung reicher. Als ich endlich ins Bett falle, weine ich vor Freude.

Gustav

Heute hat mich an einer Tankstelle in Salzburg ein Typ angesprochen, ein Sandler, dachte ich anfangs. Er bat mich, ihn nach Wien mitzunehmen. Ungern willigte ich ein, ich wollte nicht reden, höchstens Selbstgespräche führen, doch es regnete in Strömen, mein Auto war leer und Unmensch wollte ich auch keiner sein. Ich hatte Glück, er ließ mich nicht zu Wort kommen, sein Redenachholbedarf war immens.

Gustav ist in Linz geboren, hat in Eferding gelebt und ist schließlich nach Hamburg gezogen, wo er mit einem gut besuchten Lokal viel Geld verdient hat. Von seiner Frau ließ er sich scheiden, nachdem sie neun Monate nach Urlaubsbeginn noch immer nicht aus ihrer bulgarischen Heimat zurückgekehrt war. Er zog nach Wien, in seinem dortigen Lokal gingen Musiker und andere Künstler aus und ein. Nach einem Aufenthalt in Berlin übersiedelte Gustav schließlich nach München, wo er heute noch lebt. Immer wieder ist er in Bulgarien, wo er vor Jahren einer Bruderschaft beigetreten ist. Auch rituelle Tänze erwähnte er. Gustav wirkte freundlich

und gebildet, wählte seine Worte mit Bedacht, sprach mehrere Sprachen und verfügte über sehr gute Religions- und Astrologiekenntnisse. Er war ein Aussteiger und wollte eins sein mit der Natur, holte sich 345 Euro im Monat vom Sozialamt ab und wohnte im Wald in einem selbst gezimmerten Holzbau. Immer wieder kam die Bruderschaft zur Sprache, für die er eine Homepage erstellen und über deren Lehre er ein Buch schreiben wollte. Gustav hatte einen Laptop und ein Handy bei sich und nachdem ich ihm von ungesicherten Netzwerken erzählte, lachte er mich begeistert durch seine langen roten Locken und den Rauschebart hindurch an. Seine Zähne richtete er sich selbst und momentan fastete er. Der aufgeweichte Weizen gab ihm die nötige Energie. Er fühlte sich trotz seiner 58 Jahre wie 20, und meinte, bereits mehrere Male wiedergeboren worden zu sein. Ich wusste nicht genau, was ich von ihm halten sollte: War er ein Irrer ... oder war er ein Irrer? Mit der Bruderschaft konnte ich nichts anfangen und woher sollte Gustav wissen, dass furchtbare Katastrophen auf uns zukommen werden?

Dennoch bewundere ich ihn. Mich faszinieren Menschen, die gegen den Strom schwimmen, die anders sind. Die den Mut aufbringen, dem „System“ den Rücken zu kehren, die einem eigenen Lebenskonzept folgen oder zumindest allgemeine übliche Normen nicht einfach als gegeben hinnehmen. In Auhof stieg Gustav aus, er wollte irgendwo in einem verlassenen Haus schlafen. Er schenkte mir eine CD und gab mir seine E-Mail-Adresse, mein Geld hat er nicht genommen. Er wollte mich wieder treffen, so log ich ihn an, dass ich zu arbeiten beginnen musste. Abschließend meinte er, dass ich bisher seine schönste Chauffeurin gewesen sei! Nein, so leben wie er könnte ich nicht. Ich hab zwar viele Fragen und hinterfrage viel, herausgekommen aber ist dabei noch nicht viel. Nein, nein, auf meinem Weg entlang des Lebens mache ich noch

viel zu kleine Schritte. Und immer wieder einen vor und zwei zurück.

Zunge zuerst

... ist ein Buch von Emily Jenkins aus dem Jahre 1999. Ich hab es damals verschlungen, hergeborgt und nie wieder bekommen. Darin beschreibt die Autorin, was ihr durch den Kopf gegangen ist und wie Körper und Umwelt darauf reagiert haben, nachdem sie sich zum Beispiel eine Glatze scheren hat lassen oder Heroin genommen hat. Sie beschreibt, wie es war, sich angsterfüllt tätowieren zu lassen, und was passierte, als sie versuchte, so lange wie möglich wach zu bleiben.

Auch ich hab mich gestern bewusst einer meiner Ängste gestellt und mich dabei genau beobachtet. Ich bin mit zwei Freundinnen fortgegangen, was aber nicht aufregend war. Eine der beiden war gerade dabei, mit dem Rauchen aufzuhören, weshalb sie nervös auf dem Sessel hin und her wetzte. Schließlich hielt sie es nicht länger aus. Sie könne sich nicht entspannen und amüsieren, es fehle ihr etwas, sie müsse jetzt heim. Und da die andere die Gelegenheit beim Schopf packen wollte, direkt vor der Haustür abgeladen zu werden, saß ich plötzlich alleine da. Noch nie in meinem Leben war ich abends alleine aus. Ich stellte mich an die Bar und bestellte ein kleines Bier. Es irritierte mich, dass ich niemanden zum Reden hatte, denn genau das war ja der Grund, warum ich fortging. Ich beobachtete eine Weile und dachte schließlich genau, was ich zu denken befürchtet hatte: Dass sie alle meinen, dass ich eine arme Alte sei. So ganz allein? Mooooiii. Erbärmlich aber fühlte ich mich wegen etwas anderem: Was soll denn das für eine Angst sein, der ich mich stellen wollte, wenn es doch eigentlich gar nicht um mich ging? Warum mache ich mir Sorgen, was andere über mich denken? Ich trank mein Bier aus und ging.